

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 33: Das ist nur bei grosser Hitze möglich

Rubrik: Bellevue Ceylon und zruigg

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

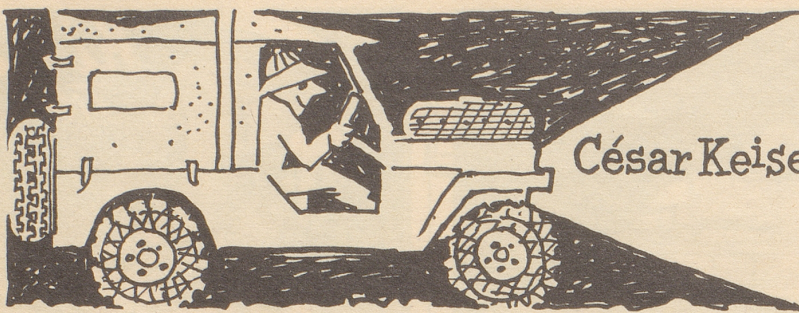
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bellevue → Ceylon ← und zruigg

Vor einem guten Dritteljahr winkten wir dem Bellevue den letzten Abschiedsgruß zu, und nun sind wir an der Endstation unserer Sehnsucht angelangt. In diesen viereinhalb Monaten haben wir die Uhren um total viereinhalb Stunden vorgerichtet, zirka zwanzigtausend Kilometer hinter uns gelassen, elf verschiedene Länder durchfahren und xkrrwmpqmpfh Schweizerfranken gebracht in Form von Liras, Dinars, Drachmen, Pfund, Rials und Rupien.

In Istanbul trafen wir eine Bekannte aus Bern, in Damaskus trafen wir zwei Bekannte aus Bern, in Bombay eine Bekannte aus Zürich, und mitten in der syrischen Wüste begrüßte mich ein alter Schulkollege, als wären wir auf dem Barfüßerplatz z Basel. Die Welt ist klein und der Be-



kanntenkreis groß. Wir rollten durch Sand und Pflutter, durch Hitze und Staub, schlugen uns mit arabischen Händlern, mit jugoslawischen Volkspolizisten, mit persischen Bettlern, aufsässigen indischen Tempelbrahmanen, Zekken, Sandflöhen, Wanzen und Moskitos herum und nahmen in jedem Land mindestens fünfmal befriedigt zur Kenntnis, daß die Schweiz das Paradies sein müsse, und erklärten in jedem Land mindestens fünfzigmal, daß wir in der Schweiz keine Deutschen sind und mit nichten Berlinerisch sprechen und daß Wilhelm Tell weder unser Religionsprophet noch unser König ist.

Wir unterhielten uns auf Türkisch, Arabisch, Urdu und Hindi (mit den Händen), aßen Becki odrezak, Mousshakas, Ghormesabzi und andere zungenbrecherische Speisen, wir schlürften griechischen Reßsina, serbischen Slivovicz, persischen Arrak und (im alkoholfreien Indien) milchigen Palmsaft, und weinten gestern glücklich in Kaffi und Röschi, die uns unsere Schweizer Freunde in Colombo zum Empfang aufschichteten.

Die Tropeninsel Ceylon ist etwas größer als die Schweiz, hat aber fast doppelt so viel Einwohner wie unser Land. Weite Gebiete sind von Urwald und Dschungel bedeckt und die Bevölkerungsdichte in den besiedelten Gegenden und vor allem entlang der Küste ist ungeheuer. Die Eingeborenen der Insel, die Singhalesen, sind mittelgroße, schlanke, hellbraune und oft ausgesprochen schöne Menschen. Ihre Religion ist der Buddhismus, und überall sieht man die in safrangelben Umhang gehüllten, kahlgeschorenen Buddhistenmönche mit ihren großen Palmblatt-Sonnenschirmen. Im Norden der Insel lebt ein kleiner Teil alt-eingesessener Tamilen, in früheren Zeiten wahrscheinlich von Indien her eingewandert. Sie sind dunkler, größer und kräftiger als die Singhalesen und werden als Arbeiter auf Tee- und anderen Plantagen besonders geschätzt. Sie sind, so sagt man, nicht so faul wie die Singhalesen. Die Singhalesen haben diese Streber darum auch nicht so gern. Mir ging es früher in der Schule gleich. Die Dschungeldörfer im Innern des Landes sind reizvoll, faszinierend, ursprünglich und voll bunten Lebens. Colombo hingegen, die Millionenmetropole, ist eine stil- und charakterlose Stadt und so scheußlich, wie nur eine Stadt sein kann, die aus der englischen Kolonial-epoche stammt.

Während zu Hause, laut frostigen Berichten und eingefrorenen Zeitungsmeldungen der Thermometer schlottert, sitzen wir im Schatten von Palmen, Broffruchtbäumen und Teeblättern und wechseln alle Stunden das Hemd. Wir fahren in Exkursionen durch das Land, oft Stunden und Tage auf einer Straße,

an die beidseits wie eine grüne Mauer der undurchdringliche Dschungel stößt, oft aber auch durch Gegenden, die in ihrer üppigen Flora den Eindruck eines unermeßlichen Botanischen Gartens erwecken. Affen hängen in den großblättrigen Bäumen und vollführen kreischendes Affentheater, schillernde Pfauen flattern auf, hundert seltsame, buntfarbige Vögel pfeifen, zirpen und flöten, braunschwarze Wasserbüffel mit bizarren Hörnern stehen reglos in algengrünen Dschungelflässen, gewaltige und schwere Arbeitselefanten mustern erstaunt und auf den Stoßzähnen lächelnd unsern Goliath, der sich neben ihnen wie ein unterernährter David ausnimmt.

Der gebildete Singhalese beherrscht meist perfekt die Sprache seiner früheren Kolonialherren. Der einfache Eingeborene spricht zum Teil ebenfalls englisch, allerdings gebrochen und in einer sehr vereinfachten Kindersprache-Grammatik. Zudem hat er die Eigenheit, f und v als p oder b auszusprechen, was anfänglich gewisse Verständigungsschwierigkeiten bewirkt.

In einem der über das ganze Land verstreuten Rasthäuser fragte uns ein Kellner: «Master wanting copy?» Nachdem wir zwei Master lange verweisen, was für eine oder wovon wir wohl eine Kopie wünschen sollten, merken wir zum Schluß, daß der Boy «coffee»

meint. Und wir lernen nun langsam, was «Master leabing Priday?», «Master loving beep-curry?» oder «Oh Master, dis is Opell?» heißt. Was wirklich «awful» schwierig zu verstehen ist.

Das lustigste Geschichtchen in dieser Art passierte mir eben jetzt. Wir befinden uns in Kandy, im St. Moriz von Ceylon (wo man zwar nicht skifahren kann, wo es aber ein kleines Bißchen kühler beziehungsweise nicht ganz so heiß ist wie in Colombo unten), und ich frage im Rasthaus, was es zum Lunch gebe. Der schwarzbraune Kellner in seinem originalen, engen und knöchellangen «Rock» betrachtet mich prüfend und meint: «Wie breit bisch?» Ich muß ihn außerordentlich verblüfft angestarrt haben, während ich mir überlegte a), ob das wohl Singhalesenbrauch sei, dem Gast je nach Breite dies oder jenes zu essen zu geben, und b), ob dieser Kellner am Ende ein verkleideter Basler sei, der sich einen Scherz mit mir erlaube. Vorsichtshalber frage ich nocheinmal «What you hawing for lunch?», und freundlich und unbeirrbar antwortet er: «Wie breit bisch?» Fast hätte ich gebürllt: «Du alte Halungg, bisch us-em Etnographische Museum ab?», da sehe ich zum Glück einen essenden Gast.

Es gibt «a fried fish»...

(Fortsetzung Nr. 35))

